Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 7 (1903-1904)
Heft: 1

Artikel: Engelberta : Erzählung
Autor: Schaffner, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661174

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Herbst.

Ernst Plank, Winterthur.

O tiefe Ruh' — kein Laut noch Hauch;
In sanfter Sonne träumt die Au,
Von stillen Hütten steigt der Rauch
Hinan ins blasse, süsse Blau.
So schweigend ragt der Buchenhain,
Manch rotes Laub bedeckt den Rain,
Und leis noch gleitet ab und zu
Ein Blatt herab zur Ruh'.

Der letzte Schein wie glühend Gold
Von Stamm zu Stamm verglimmend weicht;
O wie das Heute still und hold
Und sanft und friedevoll verbleicht!
In Dunkel hüllt sich Baum und Strauch —,
O tiefe Ruh', kein Laut noch Hauch! —
O Friede Gottes, bringe du
Auch dieses Herz zur Ruh'.

Engelberta. *)

Erzählung von Jakob Schaffner, Basel.

Nachdruck verboten.

Tonius war ärgerlich. Er ging in seinem behaglichen Zimmer auf und ab, rastlos wie der Löwe in seinem Käfig. Seine Hauswirtin schüttelte den Kopf über diesen ungewohnten Auftritt und hielt es für das klügste, sich zurückzuziehen. Sie kannte die Männer und wußte, daß man ihnen in solchen Stimmungen aus dem Weg gehen muß, wenn man Frieden behalten will. Sie war klug genug, sich nicht unter das Gesinde zu mengen, mit welchem er sich gerade in Gedanken herumzuschlagen schien. Das war aber wahrhaftig das erstemal, daß sie ihren Herrn in einer solchen Verfassung sah.

„Schwert noch einmal! Sobald man's mit Weibern zu tun hat, geht der Ärger an," lamentierte Tonius bei sich. „Warum mußte jetzt ein Weib die Stelle bekommen, nachdem der alte Obermeister abging? Es macht sich besser? Nein, schlechter macht sich's. Haltmann hatte Ordnung unter den Weibern. Da kam die Abrechnung immer einen Tag wie den andern um dieselbe Minute, und man hatte Feierabend. Nun machen die Schürzen, was sie wollen. Die

*) Der Verfasser dieser Erzählung, der Sohn eines Herrschaftsgärtners in Kleinbasel, wurde in der Anstalt Beuggen erzogen, lernte hernach Hans Sachsens ehrsames Handwerk und bereiste als angehender Schuster beinahe das ganze zivilisierte Europa, größtenteils zu Fuß; er ist unseres Wissens der einzige, dem Handwerkerstand angehörige Literat, der in seinen Erzeugnissen (Erzählungen, Gedichten, Dramen) künstlerische Wirkung anstrebt. Schaffner ist gegenwärtig auf dem Sprunge, sich ganz der Literatur zu widmen.

Treuaug hat keine Zucht unter ihnen, ich muß halbe Stunden lang auf die Abrechnung warten und dann stimmt sie gewöhnlich erst noch nicht. Und wenn sie mich dann eine Stunde aufgehalten hat und ich will sie einmal zurecht rücken, wie ich jeden andern auch zur Rede stellte, so schaut sie mich nur an; und wenn ich ganz wild bin, so kommen ihr die Tränen in die Augen, daß man nichts ausrichten kann gegen sie. Es ärgert mich, daß ich ihr die Mitgliedskarte der Lesegesellschaft geschenkt habe. Ich wette, die Romane stecken ihr im Kopf. Das scheint auch so eine zu sein".

Damit war die Hochflut seines Ärgers vorbei und was nun folgte, war die beschauliche Ebbe der Betrachtung. Wenn es auch vorerst eine ärgerliche Betrachtung war, so verwandelte bald genug der anmutige Gegenstand derselben das Mißfallen in eine Art von Geltenlassen, und wenn es nicht gerade die neue unbrauchbare Obermeisterin betroffen hätte, so wäre das Gefühl leichtlich bis zum ungeteilten Wohlgefallen gediehen. Denn Engelberta Treuaug war ein Geschöpf, an dem Gott und die Menschen schlechthin Wohlgefallen haben mußten. Sie war, was ihr Name sagte, eine treublickende Engelberta, schön, lieb, anmutig, sanft. Wie wäre es denn sonst möglich gewesen, daß der Direktor, der doch sonst sehr darauf sah, welcherlei Leute er an die verantwortungsvollen Posten stellte, gerade sie zur Obermeisterin machte! Tonius hätte sich aber nicht blenden lassen, das stand gewiß und fest. Und wenn es nun nicht bald besser werden sollte mit ihr, so sollte sie bereits die längste Zeit Obermeisterin gewesen sein! Das stand ebenso sicher und fest.

„Weiber sind einmal Weiber", reflektierte Tonius weiter. „So ist jene, so ist meine Hauswirtin, so sind sie wahrscheinlich alle, und nur meine Mutter macht eine Ausnahme. Die Tüchtigkeit habe ich auch von ihr geerbt. Sie — damit meinte er Engelberta — hat aber gerade solche Augen wie die Mutter. Sie ist überhaupt nicht, wie die andern, obgleich man nicht sagen kann, daß die andern etwa schlecht wären. Es hat tüchtige, schöne und anmutige Mädchen darunter. Sie ist aber etwas wie eine Fürstin."

Damit schenkte er sich seinen Tee ein und biß in sein Butterbrot. Dabei kam ihm der Gedanke, er möchte sie einmal essen sehen. Sie hatte ein so liebliches Mündchen, daß ihm bei Betracht desselben oft schon geworden war, er wußte nicht recht wie. Ihre Ohren hatte er auch gut im Gedächtnis. Kleine, rosarote Ziermüschelchen, wie sie jeder Aristokratin zur Ehre gereicht hätten, gar nicht dazu eingerichtet, seine Grobheiten anzuhören. Diese Feststellung aber ärgerte ihn wieder.

„Dann soll sie doch zum Kuckuck tun, was sie mag, aber nicht etwas unternehmen, wozu sie einmal nicht das Zeug hat! Ich kann mir nicht helfen. Ihre Ohren gehen mich nichts an. Und gleich morgen verlange ich meine Karte von ihr zurück. Ich will der Romanleserei ein Ziel stecken."

Dann aber fiel ihm ein, was sie für erschrockene Augen machen werde, wenn er die Karte zurückverlange und alsogleich wußte er, daß er ihr die Karte lassen werde.

„Man ist wahrhaftig nicht einmal mehr Herr seines Willens, wenn man in solch ein Zuckergesichtchen gesehen hat. Wie muß das erst werden, wenn man mit einer solchen Person verheiratet ist?"

Und da die Menschen in gewissen Lagen just immer das tun und denken, was sie nicht wollen, malte er sich aus, wie das wäre, mit ihr unter einem Dach, in einer Stube ganz allein zu sein; was er ihr in einem solchen Fall zu sagen hätte, was sie ihm wohl antworten möchte? Wobei ihm ihre schönen frischen Lippen und ihre weißen Zähnchen recht gegenwärtig vorschwebten. Er ging mit ihr ins Theater, in den Park, ins Konzert, in die Kirche; er fuhr mit ihr aus, er reiste mit ihr: überall paßte sie hin, überall war sie schön, überall — sah er sie gern.

Jetzt riß ihm auf einmal die Geduld.

„Ich möchte nur wissen, was mich das Mädchen angeht! Das fehlte jetzt noch!"

Mit diesen Worten nahm er einen Jahresbericht irgend eines industriellen Unternehmens in die Hand und fing an zu lesen. Und als das nicht gehen wollte, raffte er das Theegeschirr zusammen, trug alles eigenhändig auf dem Präsentierbrett in die Küche und begann mit aller Energie ein nachhaltiges Gespräch mit der höchlich erstaunten Frau. — — —

Engelberta Treuaug war die Tochter eines alten, kränklichen ehemaligen Schulmeisters, welche nun auf diese Weise ihren Vater und sich selber über Wasser hielt. Wenn sie morgens um sieben Uhr in die Fabrik kam, so hatte sie schon zwei Stunden in ihrem Hauswesen gewirtschaftet, das Gemüse für den Mittag gerüstet und ihrem Vater mit dem Morgenkaffee zugleich eine genaue schriftliche Instruktion betreffend die Zubereitung des Mittagessens ausgehändigt. Die Mittagspause reichte eben dazu aus, das Essen vollends fertig zu stellen, und nach gehaltener Mahlzeit die Geschirre zu reinigen. Und Abends sah ihre Mußestunde leider auch nicht viel anders aus, und gemeiniglich wurde es zehn Uhr, bis sie daran denken durfte, noch etwas zu ihrem Vergnügen zu unternehmen, irgend eine einsame Häkelei oder eine Stickerei. Sie hatte wirklich noch nie Zeit gefunden, Tonius' Billet zu benutzen. Doch war sie ihm dankbar gewesen für die Aufmerksamkeit.

Sie fürchtete und achtete den pünktlichen jungen Beamten so sehr, daß ihr für ihre schüchterne Zuneigung oft auch ganz und gar kein Raum mehr blieb; und wenn sie abends wohl einmal die Abrechnung verspätete, so geschah es meist nur deshalb, weil sie sich nicht genugtun konnte, die Zahlenreihen wieder und wieder prüfend zu überblicken, ob sich auch wirklich kein Fehler darin tückisch versteckt hielte. Und mit welch bänglichem Herzklopfen trat sie dann, wenn sie ihre Verspätung entdeckte, vor des Gestrengen Schiebfensterchen. Doch, die Augenblicke, die der heimlich Liebenden die glücklichsten hätten sein können, gerieten ihr immer zur Sorge und oft zur Beschämung; und nicht selten war es, daß sie ihren abendlichen Heimweg mit Seufzern ging und mit bitter-

lichen Tränen netzte. Wenn nicht ihr Vater gewesen wäre, wenn sie nur für sich zu sorgen gehabt hätte, so hätte sie gewiß schon lange den Direktor gebeten, ihr eine andere, leichtere Arbeit zuzuteilen.

So kam der Winter, und mit ihm verschlimmerte sich ihres Vaters Leiden zusehends. Er bedurfte kräftigerer und ausgewählterer Speisen; oft mußte Engelberta nachts aufstehen, um dem Leidenden diese und jene Handreichung zu leisten; nicht selten waren endlich die Nächte, wo sie überhaupt nicht zur Ruhe kam.

Und nach wie vor stand sie ihrem dornenreichen Vertrauensposten geduldig vor, stritt sich so gut als möglich mit den rebellischen Arbeiterinnen, lieferte verspätete oder fehlerhafte Abrechnungen und bat alle ihre Sünden mit einem warmen, sprechenden Blick ihrer treuen Augen wieder ab.

Nach wie vor kam Tonius mißmutig nach Hause, schimpfte gelegentlich über die unverbesserliche Unordnung, sann über das sonderbare Mädchen nach und kam endlich zu dem Schluß, daß es ihm immer weniger wohl ward in seiner Haut. Bald fehlte ihm etwas, bald hatte er etwas zu viel, bald war es ihm zu wohl und meistens war es ihm weh genug. Immer mehr dachte er an das liebe stille Jungfrauenbild und so sanft und fromm das Licht ihrer Augen auch war, so hatte es ihm doch schon ein tüchtiges Loch in die Seele gebrannt. Immer weniger wagte er es, sie um ihre Unregelmäßigkeit zu tadeln, immer geduldiger wartete er abends auf ihr Erscheinen, immer grimmiger war trotzdem seine Miene, wenn ihr holdes Gesicht endlich am Fenster erschien und ihr zierliches Fingerchen bescheidentlich anpochte.

„Heilige Maria! Ich weiß nur nicht, warum ich mir das alles so gefallen lasse! Unpünktlichkeit ist doch einmal Unpünktlichkeit! Daran ist nichts zu ändern. Das nächste Mal soll sie's aber hören!"

Ach, du lieber Gott! Das nächste Mal hatte sie noch viel schönere Augen und blickte sie ihn noch viel flehender an und — auf einmal wußte er's — und möchte er ihr noch viel lieber um den zierlichen Hals fallen! Von da an wagte er sie gar nicht mehr anzublicken. Sie meinte, es sei der Verdruß! Und wenn er pochen hörte, so stieg ihm das Blut zum Haupt. Sie wähnte: der Zorn. Und als ihm einmal ein warmes, schimmerndes Tränchen auf die nach dem Schriftstück ausgestreckte Hand fiel, schlug er erschreckt das Fenster zu und winkte ihr zu gehen An jenem Abend verkroch sie sich zuerst in irgend ein Winkelchen, um sich recht auszuweinen, daß es so weit zwischen ihnen gekommen war, daß er ihr das Fenster vor den Augen zuschlug. Sie ahnte ja auch nicht, mit welchen Empfindungen er das glänzende Ding auf seiner Hand, die Frauenträne, betrachtete und daß er ja nicht wußte, was er damit beginnen solle, ob er sie abwischen solle oder nicht, ob er sie küssen solle oder nicht. Schließlich beschloß er, gar nichts zu tun und ließ sie geduldig auf seiner warmen Hand verdunsten.

„Nun ist sie ein armes Seelchen geworden", dachte er und ging nachdenklich nach Hause.

Damit begann eine Reihe böser Tage für Tonius. Es hatte sich eine fremde Macht zwischen ihn und seine Grundsätze gedrängt und erhob Ansprüche, die ihr schlechthin nicht zustanden. Er hatte sich's einmal vorgesetzt, um auf keine Weise in seinem Streben behindert zu sein, Junggeselle zu bleiben, und dabei sollte es bleiben, ein für allemal. Er war von jeher nicht gewöhnt, sein Mäntelchen nach jedem Wind zu drehen und seine Schritte nach undefinierbaren Launen zu regeln; darum wollte er auch jetzt nichts Neues anfangen.

„Es bleibt dabei! Und es bleibt tausendmal dabei! Und wenn sich alle himmlischen Mächte dazwischen drängen wollten, so bliebe es doch dabei. Soll etwas weichen, so mag sie auf die Seite gehen!"

Das war nicht zur Besserung, daß Engelberta seit mehreren Tagen endlich regelmäßig verspätete und von Grund aus fehlerhafte Rechnungen lieferte und Tonius beschloß, dem Zustand nun ein Ende zu machen. Schon am andern Tag legte er dem Direktor die Sache vor, erzählte ihm, welche Geduld er bereits geübt habe und betonte die Hoffnungslosigkeit eines längeren Zuwartens, so daß sich der wohlmeinende Herr endlich selbst den Gründen seines Beamten ergeben mußte.

„Wenn die Dinge so stehen, so müssen wir eben wechseln" sagte er. „Ich kann Ihnen schließlich auch nicht zumuten, daß Sie Ihre gute Zeit und Ihre Geduld länger auf solche Weise nutzlos verlieren. Es tut mir leid um das Mädchen. Ich wollte ihr wohl. Wir wollen mit dem ersten des neuen Monats die Stelle anders besetzen."

Nun hatte Tonius erreicht, was er wollte — und war doch nicht zufrieden. Der Bescheid dünkte ihn zu hart für das Mädchen. Seine Vernunft sagte ihm wohl, daß es die beste Lösung der Angelegenheit sei. Er aber wollte nun, er hätte noch länger Geduld gehabt. Und plötzlich dachte er daran, was dann werden solle, wenn er sie nicht mehr zu sehen bekommen sollte. Es schien ihm nun einfach unmöglich, daß eine andere als Engelberta ihm die abendliche Abrechnung übergeben könnte. Ei! Ei! Was hatte er getan! Und es war doch das Beste! Es war ewig das Beste, daß er es tat. Dann würde er wieder frei und wieder fähig werden, seiue eigenen Wege zu gehen.

Also dachte und rechnete er am Abend dieses Tages, indem er schon seit einer Stunde auf ihr Erscheinen wartete. Das war heute ja toller als je, und nun beglückwünschte er sich erst recht zu seinem Schritt. Er wollte sich indessen nicht mehr ärgern, denn es würde ja nun bald genug anders werden.

Endlich kam sie, und bei ihrem Anblick schlug ihm das Herz und schlug ihm — das Gewissen. Sie schob ihm ein tränennasses halb beschriebenes Stück Papier zu, und indem ihr die Tränen aufs neue aus den Augen stürzten, klagte sie:

„Ich kann nicht. Ich bringe nichts zu Stande".

Sie trug heute Schwarz. War es dieser oder ein anderer Umstand: Tonius tat einmal etwas ohne seine Vernunft. So wie es ihm am Herzen plötz-

lich riß, drängte und nötigte, so riß er die Türe auf, drängte er das weinende Mädchen in sein Kontor, nötigte er sie auf einen Stuhl und sah er ihr vorerst mit tausend Schmerzen zu, wie sie weinte und wie das Leid ihren feinen Körper erschütterte. Und was er dann auf seine Fragen nach und nach stückweise erfuhr, war wohl geeignet, auch ihm den Himmel über seinem Haupt mit einiger Schwermut zu verhängen.

Engelberta hatte heute ihren Vater begraben. Vor acht Tagen hatten sie ihn ins Krankenhaus abgeholt, wo er nach mehreren Leidensjahren nun endlich einem rasch auftretenden Fieber erlegen war. Das sanfte Kind hatte mit seinem Vater allen Halt in der Welt verloren.

Mancherlei Gefühle durchzogen die Brust des jungen Mannes. Er hatte Mitleid mit der Verwaisten; er hätte ihr gerne helfen, ihr einen neuen Halt bieten mögen. Dabei hatte er sie lieb, so lieb, daß er sie an die Brust hätte ziehen und mit tausend Dingen trösten mögen, die ihm selbst noch unbekannt waren, welche er aber gerade jetzt halb unbewußt zu suchen und mit stiller Ahnung zu erkennen begann.

„Kommen Sie, sagte er endlich mild und tröstlich; es wird spät und wir werden am Ende noch eingeschlossen."

Das sind prosaische Worte. Die Poesie lag aber im Klang seiner Stimme und im Leuchten seiner Augen. Dann zog er das Spitzengewebe, das ihr über den Hinterkopf hinabgelitten war, liebreich wieder über ihren Scheitel und als er sah, daß ihr Tüchlein von Tränen ganz und gar durchnäßt war, griff er in seine Brusttasche, wo er immer vorsorglich ein reines Reservetaschentuch trug; dieses überreichte er nun der Leidtragenden, ihr Gesicht damit zu trocknen.

So tief und bitter ihr Schmerz um den Verblichenen aber auch war, so mußte sie nun doch einmal mit einem scheuen Blick der Verwunderung des jungen Mannes Gesicht streifen; denn er schien ihr heute so gar anders gegen sonst und sie hatte ihn keineswegs von solch freundlichen Seiten kennen gelernt. Was sie aber in seinem Gesicht flüchtig ersah, vermochte sie sich erst recht nicht zu deuten; denn so blickt nur einer, der es gut mit dem andern meint, und diesen Eindruck hatte sie eben bisher noch nicht von ihm empfangen. Daß der heimlich Geliebte nun mit einem freundlichen Blick auf sie herabschaute, verursachte jedoch in ihren Gedanken eine liebliche Verwirrung. „Trauer und Liebe, Schmerz und Zärtlichkeit flossen ihr ineinander zu einem unendlich wehmütigen Gefühl, und die Scham breitete ihren holden Schleier darüber.

Es ist aber etwas Eigenes um diesen Schleier. Er soll verbergen und entrücken, verrät aber in Wirklichkeit erst recht, daß hier ein Geheimnis zu entdecken und ein Schatz zu heben ist, daß hier ein Glück auf den Begünstigten wartet. Und das Seltsamste ist dabei, daß, wer es nicht so schnell zu lesen vermag, es doch als Ahnung vermittelt bekommt, daß er, gerade und nur er allein, dieser Begünstigte ist.

Tonius sah ihre Verwirrung und sah ihr Erröten. Das hatte er aber schon

an anderen Frauen gesehen. Ihr Blick jedoch und die Frage, die über ihren Augenbrauen lag: „Meinst du es redlich?“ — das drang ihm mitten ins Herz hinein und erregte ihm dort einen Auflauf unter seinen Empfindungen. Das erhob sich alles zugleich und fing nun auf einmal an zu sprechen, zu fragen, zu deuten, zu mahnen, zu warnen, zu klagen und es wurden dort Stimmen laut und fanden Gehör, die bisher mit mehr oder minder Gewalt waren niedergehalten worden. Dazwischen reichte ihm die Jungfrau mit einem dankbaren Blick sein Tüchlein zurück. Er aber bat sie, es zu behalten; sie könne es ihm ja einmal später zurückgeben. Er wuße nicht, daß in dem „später“ eine Bedeutung liegen könnte, noch weniger, daß dem wirklich so war; denn jetzt sprach ein anderer aus ihm. Die Jungfrau hatte es vernommen. Warum sie aber aufs neue darüber errötete, wußte sie auch nicht. Sie sprachen beide mit andern Zungen und hörten mit andern Ohren. Tonius sonderlich war sich selbst um vieles voraus, und mit Kopfschütteln und einigem Mißtrauen verfolgte seine zähe Überlegung die Wege, die seine Gefühle ihr vorausflogen. Über allem diesem lag aber die ernste Stimmung, die von Engelbertas Trauerkleid und von ihren Tränen ihren Ausgang genommen hatte.

So traten sie zusammen aus dem Tor und wanderten sie miteinander der Stadt zu. Er hatte sie an der Hand durch den finstern Korridor geleitet und die Treppe hinab geführt, damit sie nirgends anstoße, und solche Aufmerksamkeit war ihr in ihrem Leben noch nie zu teil geworden. Daß das alles noch vollends von ihm ausgegangen war, durchdrang sie mit solcher Innigkeit und ließ sie solchermaßen an seinem Kaltsinn und an seinem harten Herzen irre werden, daß seine Führung nun erst eigentlich nötig wurde; sie hatte alle Gegenwärtigkeit verloren und ging in einem süßen Traum neben ihm her.

Tonius ging es nur insofern besser, als er ein Mann war, auf eigenen Füßen zu stehen und sich zu beherrschen gewohnt war. Schlechter ging es ihm aber, weil er sich im Zwiespalt mit sich selbst befand. Seine Gefühle waren ihm unter der Hand hervor entronnen und taten nun, was sie nicht lassen konnten; sein Verstand hätte sich gerne noch länger gewehrt, fand aber auf einmal keine Ursache mehr dazu; so blieb nur sein Stolz noch übrig, der sich dazu verstehen sollte, ihr volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und zuzugeben, daß er selbst eine unschöne Rolle gespielt habe der bedrängten Obermeisterin gegenüber. So floß ihm ziemlich viel Bitterkeit in seinen Honig, und er hätte sich schon entschlossen, allein seiner Wege weiter zu gehen und Honig Honig sein zu lassen, wenn er nur nicht seine Süßigkeit schon geschmeckt hätte.

Er stellte sich's in der Eile vor, wie die Zukunft wäre mit und wie ohne Engelberta, und da mußte auch sein Verstand zu gunsten der ersteren Fassung entscheiden. Damit kam er erst recht ins Gedränge; denn nun kehrte sich sein Verstand gegen seinen Stolz — und er hatte einen unerbittlichen Verstand. Schließlich machte er Waffenstillstand und wandte sich auf dem Umweg über den Abendhimmel und den Abendstern, der in der purpurnen Röte stand, an

eine Begleiterin, die er mit einer Frage nach ihrer Verwandschaft nur zur Hälfte aus ihrem lieblichen Träumen weckte.

So bescheiden und ohne jede Bitterkeit sie dem jungen Mann nun ihre völlige Vereinsamung bekannte, so durchdrangen ihn ihre Worte doch wie die klagendsten Töne der Nachtigall und weckten in seiner Seele ein hundertfaches Echo. Darein mischte sich wieder das leise Tönen der Orgel, das über seines Vaters Sarg geschwebt und das Geläute des Totenglöckleins, das seine Mutter auf ihrem letzten Weg begleitet hatte. Siehe da, er war auch allein, und daß er bei aller Selbstherrlichkeit doch nur eine Waise war, wurde ihm nun plötzlich klar. Und bewegt von diesem Gedanken, faßte er die Hand der Jungfrau und sagte aus warmem Fühlen heraus:

„Sie sind nicht allein und nicht vereinsamt. Sie meinen es nur, weil Sie es nicht besser wissen. Sobald Sie aber wollen, sind Sie wieder in den Kreis eingereiht, den das heitere Leben in seinem Blumengarten immer in Bewegung und Atem hält."

Engelberta sagte nichts. Sie senkte nur ihr Köpfchen und seufzte. Er aber fühlte, wie ihre Hand in der seinen zitterte und dennoch nicht sich loszumachen strebte. Das hielt er für ein gutes Zeichen. Von da an sprach keines mehr ein Wort zum andern. Mit Sinnen und Träumen beschäftigten sie sich aber auf das lebhafteste miteinander.

Als sie endlich vor Engelbertas Haustüre standen, ward dem jungen Mann gerne von ihr erlaubt, sie am nächsten Nachmittag, der eines Sonntags zweite Hälfte war, zum Spaziergang abzuholen. Mit herzlichem Gruß und Handdruck verabschiedeten sich darauf die jungen Leute von einander. Engelberta stieg mit einem glücklichen Lächeln statt eines Lichtes die dunkle Treppe hinauf. Tonius ging langsam seiner Behausung zu und als er eine Parkanlage durchschritt, bemerkte er zum erstenmal, daß der Frühling im Land sei. — —

Als die Nachmittagsglocken läuteten, schritt Tonius an Engelbertas Seite einen Waldweg hinan. Noch drang die Sonne unbehindert durch das Geäste der Birken und Buchen und daß sie es konnte, kam den Schlüsselblumen und Anemonen zu gute, die in stillen Gründen und an sanften Hängen blühten. Der Wald war voll Licht und Sonnenschein, just wie ein behagliches Ehenest, wo in der Morgenfrüh ein zierliches Hausmütterchen Türen und Fenster aufgesperrt hat, um die Nachtgespenster ihres Mannes hinauszujagen. Buchfinken zwitscherten, Spechte hämmerten, die ersten Schmetterlinge gaukelten in der leuchtenden Luft. Ein Bächlein sprang den Wanderern entgegen. Immer noch zog ihnen das gemessene Glockenläuten aus der Ebene nach.

Das beste taten sie selber aber zu dieser Frühlingsstimmung. Was wäre Tonius dieser Nachmittag gewesen ohne der Jungfrau süßes Lächeln! Erhielten die tausend Stimmen der Natur nicht erst ihren Gehalt und ihre Bedeutung durch den Klang ihrer Worte? Verlieh doch sie dem ganzen Aufwand mit ihrem Blick und ihrem Wesen erst eigentlich Leben, Fülle und unendliche

Anmut! Was hatte denn dieser Tag vor andern und dieser Frühling vor seinen Vorgängern sonst voraus gehabt?

Tonius erzählte von seinen Jugendjahren und von seinem Werdegang. Zu mancher Episode hatte aber Engelberta ein anmutiges Gegenstück zu geben und Tonius hätte sich noch an viel mehrerern zu erquicken gehabt, wenn sie nicht in ihrer Bescheidenheit das meiste als zu unbedeutend erachtet hätte, ihrem Begleiter bekannt zu werden.

Indessen waren die Wanderer auf der Höhe angekommen, wo man, aus dem Wald tretend, ein friedliches Nebental mit Bach und Dorf und Mühle zu sehen bekommt. Ein Bänklein war dort um der Aussicht willen angebracht worden, und die beiden jungen Leute ließen sich gerne darauf nieder, sowohl der Aussicht, als auch der Ruhe und ihrer selbst willen. Und nachdem man des Ausblickes genug genossen hatte, nahm sich Tonius ein Herz. Wie es ihm zu Mute war, redete er. Er begann zu beichten. Er bekannte so ehrlich seine unbarmherzige Härte, als er im gleichen Atem sich mit seiner Pflicht verteidigte. Er beschrieb ihr seine wachsende Zuneigung zu ihr zugleich mit seiner zunehmenden Verdrießlichkeit wegen der überhandnehmenden Unregelmäßigkeiten. Sie vernahm so gerne von dem Eindruck, den ihr Auge auf ihn gemacht, daß sie ihm auf der Stelle die Anstalten verzieh, die er, sich ihrer zu erwehren, unternommen hatte. Und als er fertig gebeichtet, sich auf der einen Seite recht schwarz gemalt und auf der andern umso eifriger gebürstet hatte, faßte er der längern Rede Sinn in die einfachen Worte zusammen, ob sie ihm verzeihen und dafür seine Liebe und alles, was er sei und habe, zum Entgelt nehmen wolle.

Indem er also gesprochen, hatte sie jedes Wort wohl vernommen und erwogen, was heißt, daß sie alles liebreich zu seinem Vorteil gewendet und zu seinen Gunsten gedeutet habe. Zugleich aber schaute sie in sinniger Freude einem Feldmäuslein zu, wie es vor ihren Füßen eifrig dürres Gras sammelte, mit einem Mäulchen voll in seinem Bau verschwand, wiederkehrte, horchte, äugelte, hin und her huschte und ein zierliches Wesen trieb. Wie nun Tonius seine Frage gestellt hatte und auf Antwort harrend ihre Augen suchte, sprach sie ein leises: „Warten Sie," wobei sie ihm zwar liebreich die Hand drückte, mit ihrer Miene ihn aber aufforderte, ihren Blicken zu folgen. So sah Tonius gerade noch, wie das Tierlein mit einem Bündelchen Heu wieder in sein Loch schlüpfte.

„Nun ists weg," sagte dann die Jungfrau, indem sie sich mit einem lieben Lächeln Tonius zuwandte. Es bereitet gewiß ein Bettlein für seine Jungen." Dabei errötete sie, weil sie an sich selbst dachte und an den Fall, wo sie in einer ähnlichen Lage sich befinden möchte. Er schaute in ihr Gesicht und faßte ihre eine Hand.

„Und nun Engelberta?"

Sie senkte das Haupt. Nun stand auf einmal wirklich und wahrhaftig

bevor, was sie sich schon so und so oft träumend gewünscht und wünschend vorgeträumt hatte. Ei, und nun fragte er noch einmal:

„Warum sagst du nichts, Engelberta?“

Sah er ihr denn nicht an, daß sie so ganz und gar sein war, noch ehe er nach ihr verlangt hatte? So sagte sie denn unter bedeutender Bänglichkeit: „Ja!“ und dann war's ihr aus vielen Ursachen lieb, daß er sich endlich erbarmte und sie an seine Brust zog. Heftig pochte wohl ihr Herz unter seinem ersten Kuß. Weil das aber so lieb und süß von seinen Lippen kam und der zweite Kuß noch lieblicher war als der vorige und schon Verlangen weckte nach dem nächsten, fand sie sich bald zurecht in der neuen Situation. Und wenn ihr Herz nun auch weiterhin pochte, so war es doch nicht mehr vor Angst, sondern vor Wonne. Denn was für eine Seligkeit gibt es im Himmel und auf Erden, die zwei Liebende sich nicht gegenseitig kosten lassen könnten? Unter seinen Küssen kam ihr auch das Lächeln zurück und kam ein herrliches Glücksgefühl über sie mit seiner ganzen Gefolgschaft von Frohsinn und Lebenslust. Eine Quelle sprang in ihrer Brust auf, die von jahrelangem Leid fast gar verschüttet worden war, und Tonius hatte sich reichlich zu verwundern ob all der anmutsvollen Lebhaftigkeit, die das beglückte Mädchen zu entwickeln begann, nachdem er mit der ersten Schalkheit die Schleusen geöffnet hatte. Scherz folgte auf Scherz, und eine Neckerei zog die andere nach sich. Sie war gleich lieblich, ob sie eine artige Entgegnung wußte, oder ob sie um eine Antwort verlegen war. Immer aber wiederkehrte in allen süßen Modulationen das eine Wort: „Ich habe dich lieb“. —

Dazwischen horchten sie auf das Lied des Buchfinken, der zu ihren Häupten sein Standplätzchen gewählt hatte. Oder sie schauten ins Tal hinab, wo auf der sonnigen Landstraße die lustwandelnden Menschen durcheinander wimmelten. Am Abhang dehnte sich ein herrschaftlicher Wildpark, der eine Anzahl Hirsche enthielt. Zuweilen, wenn zwei Böcke mit gesenkten Köpfen gegeneinander angingen, drang das Klirren der Geweihe zu den Liebenden herauf. Gesang, Gelächter und lebhaftes Geräusch fröhlicher Menschen erklang von allen Seiten, und als der Abend hereingebrochen war, versammelte sich wieder um trauliche Lichter, was im Schein des Tages sich frohmütig in alle Winde zerstreut hatte.

Für Tonius aber begann nun die Zeit, wo sich die Träumereien jenes Abends eine nach der andern in Wirklichkeit verwandelten; denn dem zur Rüste gegangenen Tag folgten viele andere nach, wo er mit Engelberta ins Theater ging, wo er sie im Park spazieren führte, wo er sie in die Kirche begleitete. Es kamen Nächte, wo er mit seiner holden Tänzerin Ehre einlegte, wo vieler Augen mit Wohlgefallen ihrer jungfräulichen Gestalt folgten.

Den einen Tag aber, wo am Altar der Priester des Paares wartete, schoben sie so lange hinaus, als ihnen die genügsamen Freuden des Brautstandes festzuhalten immer noch reizvoll genug erschien, und als nach einer langen Reihe lieblicher Tage sie durch die Kirchenpforte miteinander eintraten,

war es nicht anders, als wenn ein Bächlein durch einen heiligen Hain rieselt und nachher dasselbe Leuchten und dasselbe heimliche Geläute mit sich führt wie bisher. Engelberta und Tonius blieben ein Brautpaar durch alle Lebenslagen hindurch und als sie im guten Alter in der Mitte ihrer Nachkommen ihre goldene Hochzeit feierten, war in ihrem Herzen kein anderes Gefühl als das der alten liebevollen Zärtlichkeit, das sie auch bei ihrem ersten bräutlichen Kirchweg beseelt hatte. (Ende.

Zwei Schweizer.

Ein noch ungedrucktes Gedicht von Eduard Dorer von Baden. († in Dresden.)

Heil Unterwalden, felsumtürmte Wiege
Von starken Recken, deren Staub nun ruht
Im Schoss der teuren Heimat, der zum Siege
Mit Freuden hingeopfert Gut und Blut!

Wie vom Gebirg die reine Silberquelle
Drang ihrer Taten Ruf ins fernste Land:
Vor allen leuchtet wie des Morgens Helle
Der Held, dem Sempach Siegeskränze wand.

Der Lanzen festgeschliffne Eisen drückte
In seine Brust sich furchtlos Winkelried:
Dass ihn sein Blut als rote Rosen schmückte,
Von deren Purpur sang des Dichters Lied.

„Der Freiheit, will ich eine Gasse bahnen!“
So rief im Sterben er, der Schweizer Hort:
Und wie es einst zum Kampf entflammt die Ahnen,
Als Schlachtruf klingt den Enkeln noch sein Wort.

O Land, das du den Mutigen geboren,
Der stark und klug besiegt der Feinde Hohn.
Du nennst zugleich, zu Doppelruhm erkoren
Den hehren Held des Friedens deinen Sohn.

Den Klausner von der Flüe, dessen milde
Und weise Rede Zorn und Hass bezwang,
Dass ihm erlag der Selbstsucht Macht, die wilde,
Die wie ein Feind ins Herz des Landes drang.

Auf schlichte Weise brachte er den Frieden
Den Eidgenossen und dem Vaterland,
Dass neu geeinigt sie zur Heimat schieden,
Die schon gezückt das Schwert mit rascher Hand.